

DIAGONAL

Zum Thema: Sicherheit

Zeitschrift der Universität Siegen

Diagonal. Zeitschrift der Universität Siegen

Redaktion

Diagonal. Zeitschrift der Universität Siegen, Ansprechpartner: Univ.-Prof. Dr. Volker Stein
c/o Universität Siegen, Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Personalmanagement und
Organisation, Unteres Schloß 3, D-57072 Siegen
E-Mail: volker.stein@uni-siegen.de Internet: <http://www.pmg.uni-siegen.de>

Verantw. i. S. des niedersächs. Pressegesetzes: Univ.-Prof. Dr. Gero Hoch, Univ.-Prof. Dr.-Ing. Hildegard
Schröteler-von Brandt, Univ.-Prof. Dr. Angela Schwarz, Univ.-Prof. Dr. Volker Stein

Bezugsbedingungen

Erscheinungsweise: einmal jährlich

Preise: Einzelheft € 15 [D] / € 15,50 [A]; E-Heft € 11,99

Bei Abonnement: Einzelheft € 8 [D] / € 8,30 [A]

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder direkt bei Vandenhoeck & Ruprecht unter:
vertrieb@v-r.de, Tel.: 0049 551 5084-453, Fax: -454, www.v-r.de (Auslieferung)

Ein Abonnement verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn die Kündigung nicht zum 1. Oktober
erfolgt ist.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0938-7161

ISBN 978-3-8471-0739-2

ISBN 978-3-8470-0739-5 (E-Book)

ISBN 978-3-7370-0739-9 (E-Library)

© 2017, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de
Tel.: 0049 551 5084-308, Fax: -333, www.v-r.de, info@v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Zum Alten Berg 24, D-96158 Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

V&R Academic

DIAGONAL
Zeitschrift der Universität Siegen

Jahrgang 2017

Herausgegeben vom Rektor der Universität Siegen

Gero Hoch / Hildegard Schröteler-von Brandt /
Angela Schwarz / Volker Stein (Hg.)

Sicherheit

Mit 59 Abbildungen

V&R unipress

Inhalt

Gero Hoch / Hildegard Schröteler-von Brandt / Angela Schwarz / Volker Stein Editorial: Sicherheit	7
Marijana Erstić Das 20. Jahrhundert als ein Jahrhundert der Verunsicherung. Diagnostik einer Verfasstheit (in Text, Bild, Film)	13
Jürgen Strothmann Freiheit und Sicherheit in der europäischen Geschichte – Anmerkungen zur Komplementarität eines Gegensatzes	25
Jürgen Nielsen-Sikora / Jessica Gröber Der öffentliche Diskurs über die Innere Sicherheit in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Attentat von München 1972	39
Michael Müller / Marius Dilling Führt das Einfordern von mehr Sicherheit zu gesellschaftlichem Frieden?	57
Andrea Schneiker Privatisierung von Sicherheit – mehr Sicherheit für alle oder exklusive Sicherheit für wenige?	77
Lars Wissenbach Soziale Sicherheit – Schlüsselement gleichberechtigter Teilhabe von Menschen mit Behinderungen in Entwicklungsländern	89
Martin F. Reichstein Sicherheit – für wen? Zur Internetnutzung in gemeinschaftlichen Wohnrichtungen für Menschen mit Behinderungen	113

Magdalena Eckes Ungesichert auf dem Elfenbeinturm. Wissenschaftliche Sicherheit in Kunst- und Fachdidaktik	125
Volker Stein Verboten! Dimensionen der Visualisierung verhaltenseinschränkender Sicherheitshinweise	133
Jürgen Jensen Wie sicher ist sicher? oder: Was ist die angemessene Sicherheit für Bauwerke?	161
Thorsten Weimar Sicherheitssonderverglasungen – Gläser mit besonderen Eigenschaften . .	181
Claus Grupen Reaktorsicherheit	195
Christian Reuter / Marc-André Kaufhold / Marén Schorch / Jan Gerwinski / Christian Soost / Sohaib S. Hassan / Gebhard Rusch / Petra Moog / Volkmar Pipek / Volker Wulf Digitalisierung und Zivile Sicherheit: Zivilgesellschaftliche und betriebliche <u>K</u> ontinuität in <u>K</u> atastrophenlagen (KontiKat)	207
Toni Eichler »Für mich, für alle«: Eine Kampagne für mehr Feuerwehr und Sicherheit in NRW	225
Tobias M. Scholz / Kevin Chaplin / Robin Reitz / Florian Weuthen Die Notwendigkeit einer Datensicherheitskultur in Unternehmen – eine fallbasierte Analyse	245
Arnd Wiedemann / Vanessa Hille Sicherheit in der privaten Immobilien(anschluss)finanzierung im aktuellen Niedrigzinsumfeld	263
Gustav Bergmann Der Beitrag von Kultivierung und Gerechtigkeit zur Sicherheit	279

Editorial: Sicherheit

Das Leben und Wirken der Menschen ist stets mit Risiken verbunden. Das ist nicht erst seit »Murphy's Law« bekannt, gemäß dem alles schief geht, was schief gehen kann. Das Spektrum reicht von individuellen Risiken, beginnend mit der bloßen Existenz auf Erden, über Extremfälle, wie das Risiko eines Raumfluges zum Mond oder Mars, bis hin zu kollektiven Risiken wie der Auslöschung allen Lebens auf der Erde durch einen eskalierenden thermonuklearen Konflikt oder durch die Kollision unseres Planeten mit einem anderen Himmelskörper. Der Schutz vor Gefahren und damit Sicherheit als Bedingung unbeschadeter menschlicher Existenz gehören daher zu den menschlichen Grundbedürfnissen (Maslow 1943, S. 388–389). Es überrascht nicht, dass dem Thema Sicherheit, insbesondere risikobezogener Sicherheit, individuell wie kollektiv, große Aufmerksamkeit zuteil wird, nicht zuletzt in der Forschung. In den verschiedenen Wissenschaften werden viele Facetten von Sicherheit untersucht, nicht selten werden im Hinblick auf die Organisation von Risiko und Sicherheit (Hardy/Maguire 2016) verschiedene Auffassungen des Wortes Sicherheit zugrunde gelegt. Im mathematisch-entscheidungstheoretischen Sinne etwa beschreibt der Begriff eine Erwartungsbewertung eines Zustands von Gewissheit und damit das Gegenteil von Ungewissheit (z. B. Kahnemann/Tversky 1982) – eine »sichere« Zukunftsbeurteilung. In der Politikwissenschaft hingegen herrscht nach wie vor keine Einmütigkeit darüber, was unter Sicherheit genau zu verstehen sei, zumal das Wort zu einer Allerweltsformel für vielfältige Diskussionszusammenhänge

* Univ.-Prof. Dr. Gero Hoch, Universität Siegen, Fakultät III (Wirtschaftswissenschaften – Wirtschaftsinformatik – Wirtschaftsrecht), vormals Lehrstuhl für Unternehmensrechnung.
Univ.-Prof. Dr.-Ing. Hildegard Schröteler-von Brandt, Universität Siegen, Fakultät II (Bildung – Architektur – Künste), Department Architektur, Stadtplanung und Planungsgeschichte.
Univ.-Prof. Dr. Angela Schwarz, Universität Siegen, Fakultät I (Philosophische Fakultät), Geschichte – Neuere und Neueste Geschichte.
Univ.-Prof. Dr. Volker Stein, Universität Siegen, Fakultät III (Wirtschaftswissenschaften – Wirtschaftsinformatik – Wirtschaftsrecht), Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Personalmanagement und Organisation.

geworden ist (Endreß/Petersen 2012). Sicherheit als Fehlen von Gefährdung und die Bewahrung körperlicher und seelischer Unversehrtheit »in einer das Überleben ermöglichenden Umwelt« (Bockenförde 2009) zu begreifen, gibt daher nur einen kleinen Ausschnitt aus den Definitionsversuchen allein dieser einen Disziplin wieder.

Im täglichen Leben wird man ständig mit Sicherheitsfragen und -einrichtungen konfrontiert, manchmal bemerkt, oft auch unbemerkt: so zum Beispiel beim weit verbreiteten Sicherheitsglas (hohe Bruchsicherheit, geringe Splitterwirkung) oder den ebenso weit verbreiteten Sicherheitshinweisen (allerorten Verbotsschilder), bei Sicherheitsfahrerschaltern in der Eisenbahn (der Zugführer muss in regelmäßigen Abständen einen Knopf drücken, andernfalls wird eine automatische Anhaltevorrichtung aktiviert), beim Treppengeländer (neben Personenführungselement auch eine Absturzsicherung), beim Sicherheitsgurt im Auto (mit Warnsignal bei Nichtnutzung) sowie nicht zuletzt bei Versicherungen (als bewährtes System der kollektiven Risikoübernahme). An Beispielen besteht kein Mangel.

Im Vordergrund stehen bei dieser Begrifflichkeit von »Sicherheit« der Schutz eines Systems oder Objekts vor externen Einflüssen und damit die Systembeherrschbarkeit. Während dies im englischen Sprachraum unter »security« gefasst wird, geht es bei einem zweiten englischen Begriff »safety« um den entgegengesetzten Blick – den Schutz der externen Umgebung vor dem System oder Objekt (Boholm/Möller/Hansson 2016). Beides steht im Fokus der 38. Ausgabe von *DIAGONAL*, der interdisziplinären Zeitschrift der Universität Siegen. Angesichts der enormen Breite möglicher Betrachtungen zum Leitthema gleichermaßen aus mathematischer, technischer, naturwissenschaftlicher wie auch aus sozialwissenschaftlicher, historischer und philosophischer Sicht bietet sich Sicherheit als Querschnittsthema an, nicht zuletzt wegen zunehmender Komplexitäten in Technik, Politik, Gesellschaft und Umwelt mit entsprechend mehr Risiken und Verwundbarkeiten mitsamt den daraus erwachsenden Sicherheitsbedürfnissen.

Im Rahmen einer wissenschaftsbasierten Abhandlung des Themas aus der Sicht der genannten Disziplinen stehen deren unterschiedliche Sicherheitskategorien im Mittelpunkt der Betrachtung. Zwar unterscheiden sich die Sicherheitsaspekte unterschiedlicher Spezialgebiete (z. B. Arbeits-, Daten-, Finanz-, Gebäude-, Reaktor-, soziale und zivile Sicherheit). Die Grundstruktur ist jedoch ähnlichen Fragenstellungen gewidmet:

- (1) *Ursache von Unsicherheiten*: Woraus leitet sich die Notwendigkeit nach Sicherheitskonzepten ab? Unbestritten gilt Sicherheit als relativer Zustand (Wildavsky 1988) und ist damit auf einen bestimmten Kontext bezogen. Sicherheitskonzepte bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen gewünschter, größtmöglicher Sicherheit und der objektiven Unmöglichkeit,

alle Risiken vollständig auszuschließen. Dies ist auf die Komplexität von Systemen zurückzuführen. Eine fatalistische Spruchweisheit von Seefahrern versinnbildlicht das Problem: »Wer sich auf See begibt, begibt sich in Gefahr« (daher sind z. B. Schwimmwesten und weitere Sicherheitseinrichtungen obligatorisch). Mit graduellen Unterschieden gilt dies für sehr viele Betätigungen, Einrichtungen und Zustände. Gleichwohl kann selbst eine sehr hohe Sicherheitsreserve bei langen Versorgungsausfällen unter Umständen nicht den gegebenen Sicherheitsbedarf decken, so dass es zu Not-situationen kommen kann. Auch Wetter und Umwelt entziehen sich immer wieder vorsorglicher Planung, wie nicht zuletzt an den aktuellen Extremwetterlagen deutlich wird. Sicherheit ist und bleibt »relativ« – mit vielen weiteren Implikationen.

- (2) *Sicherheitskonzepte*: Wie kann Sicherheit erreicht werden? Die Herstellung von mehr Sicherheit im Sinne eines Abbaus von Unsicherheit ist als Forschungsthema unter anderem in der Entscheidungstheorie zu finden, deren Modelle insbesondere in den Wirtschaftswissenschaften zum Basiswissen gehören (Bamberg/Coenenberg/Krapp 2008). Die diesbezüglichen alternativen Entscheidungsregeln sind nicht »richtig« oder »falsch«, sondern für unterschiedliche Sicherheitsbedarfe jeweils mehr oder weniger geeignet (Thommen/Achleitner 2006, S. 884–885). Persönliche Präferenzen spielen ebenso eine Rolle wie graduelle Unterschiede in der Sicherheitsbewertung. Letztere ist auch für die Erfolgsrechnung von Kaufleuten relevant und muss bei der Vermögensbewertung berücksichtigt werden (Wöhe/Döring/Brösel 2016, S. 658). Besonders prominent beschäftigt sich die Politik mit Sicherheitskonzepten: Von ihr werden die Bestimmung des Stellenwerts von Sicherheit sowie die konkrete Lösung von Sicherheitsproblemen erwartet (z. B. aktuell zur Cybersicherheit; Lange/Böttcher 2015), bis hin zum Ausschluss aller kleinsten Risiken, die (siehe Atomkrieg, Reaktorunfall) zu maximalem Schaden führen könnten (Sagan 1993). Bereits die Antwort auf die Frage, ob die Thematisierung von Sicherheit im politischen Diskurs eben jene Sicherheit erhöht oder vielleicht das Gegenteil erreicht, ist offen. Zudem soll der Staat Sicherheit herstellen, entweder selbst, durch Aktivierung der Zivilgesellschaft oder – und hier schließt sich der Kreis zur Ökonomie – über den Markt, etwa durch Auslagerung an Sicherheitsdienstleister (Frevel/Wendekamm 2017).
- (3) *Sicherheitsvorschriften*: Wann bestehen Regulierungsnotwendigkeiten? Bei erkannten Sicherheitsmängeln oder Vorsorgenotwendigkeiten ist zu bestimmen, welche Sicherheitsvorschriften allgemeinverbindlich gemacht, vorgeschrieben und auch auf ihre Einhaltung hin kontrolliert werden können (z. B. Groenemeyer 2010). Bei gegebener Unterschiedlichkeit der Systeme, in denen diese Sicherheitsvorschriften angewandt werden sollen, ist

der angemessene Standardisierungsgrad der Sicherheitsvorschriften zu konkretisieren. Zudem ist die graduelle Formalisierbarkeit zu bedenken, wenn von freiwilligen Sicherheitsvorschriften über solche im Rahmen von Sicherheitszertifizierungen bis hin zu gesetzlichen Sicherheitsvorschriften gesprochen wird.

- (4) *Grenzen des Sicherheitsstrebens*: Welcher Grad an Sicherheit soll erreicht werden? Unschwer wird erkennbar, dass Sicherheitsstreben und Handlungsfreiheit in Konflikt geraten können (Sofsky 2005). So erfordert Datensicherheit einerseits eine Einschränkung der Zugriffsberechtigungen, obwohl andererseits vollkommene Information als grundsätzlich vorteilhaft nicht nur für wirtschaftliches Handeln gilt. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass Murphys Gesetz aus dem Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften stammt, in denen Betriebssicherheit und Sicherheitstechnik eine herausragende Rolle spielen, aber auch immer wieder gut sichtbar an Grenzen stoßen, wie man es beim selbststeuernden Auto, beim Wasserbau und bei der Reaktorsicherheit erlebt hat. Deutlich wird die Kontroverse zwischen Handlungsfreiheit und Sicherheitsstreben außerdem bei Problemen sicherheitspolitischer Basiskonzepte wie etwa der inneren und äußeren Sicherheit. Beide sind verbunden mit dem sogenannten staatlichen Gewaltmonopol des Artikels 20 des Grundgesetzes (und weiterer Regelungen wie Artikel 87a GG zu Streitkräften). Durch veränderte innere und äußere Risiken werden unter anderem Überwachungsmaßnahmen, Einschränkungen der Reisefreiheit und in der äußeren Sicherheit, die Reaktivierung der allgemeinen Wehrpflicht sowie eine Ausweitung der Einsatzmöglichkeiten von Streitkräften im Inneren diskutiert. Auf den genannten Feldern stellt sich zudem die Frage der angemessenen quantitativen und qualitativen Ausstattung jener Organe des Staates, mit seinem Gewaltmonopol die Sicherheit des Einzelnen und die kollektive Sicherheit tatsächlich gewährleisten zu können, und dies unter Berücksichtigung einer ethischen Würdigung. In immer mehr Fällen treten andere, etwa private Sicherheitsfirmen, neben die staatlichen Akteure. Diese Rahmenbedingungen als besondere Basisfragen der politisch gewollten Sicherheitsarchitektur werfen Fragen auf, die hier nur in Einzelaspekten und aus ziviler Perspektive behandelt werden.

Den Herausgeberinnen und Herausgebern ist klar, dass in Bezug auf das Thema Sicherheit mit seiner Bedeutung in vielen verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens großer Diskussionsbedarf besteht. Einige davon berühren die Beiträge des aktuellen Heftes, das interessante Anregungen für eine Intensivierung der sachlich-engagierten Debatten bieten möchte.

Literatur

- Bamberg, Günter/Coenenberg, Adolf G./Krapp, Michael (2008): Betriebswirtschaftliche Entscheidungslehre 14. Aufl. München.
- Bockenförde, Stephan (2009): Die Veränderung des Sicherheitsverständnisses. In: Bockenförde, Stephan/Gareis, Sven B. (Hrsg.), Deutsche Sicherheitspolitik. Opladen, S. 11–44.
- Boholm, Max/Möller, Niklas/Hansson, Sven Ove (2016): The Concepts of Risk, Safety, and Security: Applications in Everyday Language. *Risk Analysis: An International Journal* 36 (2), S. 320–338.
- Endreß, Christian/Petersen, Nils (2012): Die Dimensionen des Sicherheitsbegriffs. Bundeszentrale für politische Bildung, Dossier, 14.06.2012. <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/innere-sicherheit/76634/dimensionen-des-sicherheitsbegriffs?p=all> (zuletzt abgerufen am 29.09.2017).
- Frevel, Bernhard/Wendekamm, Michaela (Hrsg.) (2017): Sicherheitsproduktion zwischen Staat, Markt und Zivilgesellschaft. Wiesbaden.
- Groenemeyer, Axel (Hrsg.) (2010): Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten. Wiesbaden.
- Hardy, Cynthia/Maguire, Steve (2016): Organizing Risk: Discourse, Power, and »Riskification«. *Academy of Management Review* 41 (1), S. 80–108.
- Kahnemann, Daniel/Tversky, Amos (1982): *Judgement under Uncertainty. Heuristics and Biases*. Cambridge, MA.
- Lange, Hans-Jürgen/Böttcher, Astrid (Hrsg.) (2015): *Cyber-Sicherheit*. Wiesbaden.
- Maslow, Abraham (1943): A Theory of Human Motivation. *Psychological Review* 50 (4), S. 370–396.
- Sagan, Scott D. (1993): *The Limits of Safety. Organizations, Accidents, and Nuclear Weapons*. Princeton, NJ.
- Sofsky, Wolfgang (2005): *Das Prinzip Sicherheit*. Frankfurt am Main.
- Thommen, Jean-Paul/Achleitner, Ann-Kristin (2006): *Allgemeine Betriebswirtschaftslehre. Umfassende Einführung aus managementorientierter Sicht*. 5. Aufl. Wiesbaden.
- Wildavsky, Aaron (1988): *Searching for Safety*. New Brunswick, NJ.
- Wöhe, Günter/Döring, Ulrich/Brösel, Gerrit (2016): *Einführung in die Allgemeine Betriebswirtschaftslehre*. 26. Aufl. München.

Marijana Erstić*

Das 20. Jahrhundert als ein Jahrhundert der Verunsicherung. Diagnostik einer Verfasstheit (in Text, Bild, Film)

Den Worten Susan Sontags zufolge wurde das 20. Jahrhundert in Sarajevo geboren und verstarb dort auch.

In Sarajevo [...] »began and will end the 20th century« [...] »I believe that the 20th century began there and that the 21st century will also begin here. This has been a short century. The First World War began in this city. Centuries do not begin numerically with two noughts. [...] I suppose the 21st century really began in 1989 with the suicide of the Soviet Union, but you could also say – in a more ironic way – that it began with Sarajevo because now we have a total picture of what the 20th century was.« (Sontag 1995, S. 267–268)

Diese in den Ländern Südosteuropas häufig zitierten und paraphrasierten Sätze äußerte Susan Sontag während ihres Aufenthaltes in Sarajevo im Jahr 1993, in dessen Verlauf sie Samuel Becketts *Waiting for Godot* (1952) inszenierte. Und wie dies auch der Film *UNDERGROUND* (D/FR/H/YU 1995) des Regisseurs Emil Kusturica anhand der Inserts beziehungsweise der Kapitelüberschriften veranschaulicht, kann das gesamte Jahrhundert in Europa mit den Worten Krieg – Krieg – Kalter Krieg – Krieg beschrieben werden, also Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg – Kalter Krieg – Jugoslawienkrieg. Diese Häufung der Kriege auf europäischem Boden im 20. Jahrhundert macht die Diagnose eines neuen Jahrhunderts der Verunsicherung zwingend.

Als ein solches gilt in der Forschung das 16. Jahrhundert nach dem Sacco di Roma, der Plünderung Roms durch die spanischen Söldner und die deutschen Landsknechte im Jahr 1527. So verweisen Daniel Arasse und Andreas Tönnesmann in ihrer Studie *Der europäische Manierismus, 1520–1610* auf die Annahme, dass »die Anwendung der *maniera*« auf eine »Verunsicherung des einzelnen sowie auf eine in der Renaissance auftretende Krise« zurückzuführen sei (Arasse/Tönnesmann 1997, S. 11). Mehr noch: »während der Renaissance zur Zeit des Manierismus« mache sich »eine grundlegende Verunsicherung breit:

* PD Dr. Marijana Erstić, Universität Siegen, Fakultät I (Philosophische Fakultät), Germanistik.

»Nichts ist klar, außer dem Gefühl einer unbezwingbaren Komplexität, die schließlich wertvoller ist als Ordnung, Gleichgewicht und Vernunft« (Chastel 1968, S. 7)« (Arasse/Tönnesmann 1997, S. 44). Der Manierismus sei zudem, wie dies bereits der Titel der Studie *Der europäische Manierismus* vermuten lässt, der »erste[...] Stil von europäischem Zuschnitt« (ebd., S. 7) in einem Jahrhundert der Feste und der Kriege (ebd., S. 19). Von der Verunsicherung des 16. Jahrhunderts ist auch in Volker Reinhardts Buch *Francesco Vettori. Das Spiel der Macht* die Rede (Reinhardt 2007, S. 95). Ernst Robert Curtius versteht in seinem Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* und in Anlehnung an Walter Friedländers Definition des Manierismus als einen »antiklassischen« Stil (vgl. Friedländer 1925, S. 49–86) den Manierismus »als Entartungsform der Klassik«, ja der Manierismus überwuchere »die klassische Norm«, er sei »eine Konstante der europäischen Kultur« und »die Komplementär-Erscheinung zur Klassik aller Epochen« (Curtius 1973, S. 177).

Für die literatur- und kunsthistorische Entwicklung des 16. Jahrhunderts als eines Jahrhunderts der Verunsicherung können sozialhistorische Gründe angeführt werden. Der Sacco di Roma, aber auch der Beginn der Reformation 1517 und die Religionskriege, Belagerungen sowie Vertreibungen kennzeichnen das Umbruchsjahrhundert – hierbei seien vor allem die Belagerung Wiens seitens der Osmanen (1529) und die Bartholomäus-Nacht (1572) erwähnt. Die sogenannte Kopernikanische Wende, die Feststellung, dass die Erde kein Zentrum des Universums ist (1543), ferner die neu entdeckten Handelswege und Welten veränderten das bis dato vorherrschende gewohnte Weltbild (vgl. Hauser 1964, S. 44–52). In der Kunst schlug sich dies zunächst insoweit nieder, als der im 15. Jahrhundert erst gewonnene organisch-perspektivische, zentrale Blickpunkt, der für die Hochrenaissance signifikant ist (Abb. 1), vehement infrage gestellt wurde. Die ein Jahrhundert zuvor postulierte Behauptung des Menschen als Zentrum der Welt und des Kosmos wich im Laufe des 16. Jahrhunderts der Frage nach der Sinnhaftigkeit und Zulänglichkeit der Vernunft. Formal wurde die Harmonie der Renaissance nun durch Störungselemente zerstört (vgl. Hocke 1957, S. 34, und Oliva 2000, S. 181 ff.) (Abb. 2).

Das 16. Jahrhundert gilt nicht nur als das Jahrhundert der Verunsicherung. Wie Gustav René Hocke gezeigt hat, ist dieses Jahrhundert dem 20. Jahrhundert nahe, es ist die »Daseinsgeste des modernen Menschen schlechthin« (Hocke 1987, S. 538) und das Beispiel eines problematischen Weltverhältnisses. So spricht Hocke von einer geistigen Krise angesichts einer aus den Fugen geratenen Welt. Kriege und Hungersnöte seien ein Normalzustand gewesen, ergänzend könne man



Abb. 1 (links): Raffael: *Vermählung Mariä*, 1504, Öl auf Holz, 170 x 117 cm, Pinacoteca di Brera, Mailand



Abb. 2 (rechts): Jacopo da Pontormo: *Kreuzabnahme Christi*, 1526–1528, Öl auf Holz, 313 x 192 cm, Santa Felicità, Cappella Bardori

den politischen Zerfall Italiens nennen, die Zersetzung der universellen Ideen des Kaiser- und Papsttums, die Ausbildung eines europäischen Staatensystems, das Ende der rit- terlich feudalen dynastischen Staatsauffassung, das Entstehen neuer sozialer Strukturen und Wirtschaftssysteme. (ebd., S. 73)

Weder Harmonie noch Ausgleich bestimmten wie noch im 15. Jahrhundert die künstlerische Praxis, sondern vielmehr Weltangst und Untergangsvisionen. Es herrschte die Empfindung einer *terribilità*, also eine

angstvolle Beziehungslosigkeit, ein Schrecken, der sich nicht mehr mit Regeln der Klassik darstellen ließ, eine Verdrehung. Man wollte das Schreckliche, Seltsame, das in Raum und Zeit Heimatlose erlangen, um es zu bannen. (ebd., S. 20)

Das Weltgefühl war folglich ambivalent und gespalten zwischen der Sicherheit und Gewissheit des neugewonnenen Selbstbewusstseins einerseits und einer rätselhaften und verunsichernden Natur und Welt, die rational nicht zu verstehen seien, andererseits. In der Kunst habe das zu einem »Kult des Dysharmonischen« (ebd., S. 272) geführt. Diese Feststellung sei jedoch, so Hocke, nicht allein (kunst-)historisch, sondern auch psychologisch und existenziell interes-

sant; wurde doch hier »die psychologische Struktur des problematischen Menschen« sichtbar, »der für sich, um sich und über sich« zu zweifeln beginne »und deswegen auch in einem nicht selten furchtbaren Sinne [...] ver-zweifelt« gewesen sei (ebd.).

Doch Hocke betrachtet in dieser und in anderen Arbeiten den Manierismus nicht nur als eine Kunstepoche, sondern als ein Phänomen, das bis in das 20. Jahrhundert reicht. Denn das dezentrierte Subjekt der Moderne, der Mensch des 20. Jahrhunderts, hat Hocke zufolge eine ähnlich ambivalente psychische Verfassung: Auf der einen Seite entstehe »der selbstherrliche Eindruck, dass mit dem ethischen Gefühl« alle Katastrophen – vor allem Kriege – zu überwinden seien. Auf der anderen Seite stehe die Erfahrung, dass auf dem Höhepunkt moralisch-philosophischer Erkenntnisse »das Grauen des ›Irrationalen‹ geradezu mit doppelter Gewalt alle Fortschritte« vernichte (ebd., S. 53). Den manieristischen Charakter der Moderne unterstrich im Jahr 2000 auch Horst Bredekamp in einer historiographischen Übersicht der Entwicklung des kunst- und literaturhistorischen Terminus.

Ähnliches ist in der Ausstellungspraxis zu beobachten. So ist der Ausstellung *Maniera. Pontormo, Bronzino und das Florenz der Medici* (24.04. bis 05.06. 2016), die im Frankfurter Städel-Museum gezeigt wurde, große Nähe zum Heute bescheinigt worden (vgl. Gropp 2016). Doch wie nahe die oft verstörende Kunst des 16. Jahrhunderts dem heutigen Betrachter ist, zeigte bereits im Jahr 2014 die Ausstellung *Pontormo e Rosso Fiorentino. Divergenti vie della ›maniera‹/Pontormo and Rosso Fiorentino. Diverging Paths of Mannerism* im Palazzo Strozzi in Florenz (08.03. bis 20.07. 2014). Sie zeichnete nicht nur die verschiedenen Wege des Manierismus als Verarbeitung von Verunsicherung, sondern auch die Verbindung zum Heute nach. Denn »leere Mitte, schrille Farbtöne und ängstlicher Blick« erzählen uns »von Luther und Sacco di Roma, von Pest, Buchdruck und Amazonas-Entdeckern« – und wohl auch von der Welt des 20. und des frühen 21. Jahrhunderts (Schümer 2014, S. 9).

In diese lange Tradition literatur- und kunsthistorischer Betrachtungen stellen sich auch die hier formulierten Überlegungen, die um die Frage kreisen, ob die (Welt-)Kriege des 20. Jahrhunderts in Europa nicht zu einer mindestens genauso starken Verunsicherung geführt haben müssen wie die Zerstörungen und Umbrüche des 16. Jahrhunderts. Der eigentliche Beginn des 20. Jahrhunderts, der Erste Weltkrieg, wird in den aktuellen Publikationen als ein »vielschichtiger, emergenter Prozess« definiert, »der sich aus einer Vielzahl von Akteuren, Rationalitäten, Technologien und materiellen Umfeldern zusammensetzt«, als »ein Prozess, der [...] heterogenste gesellschaftliche Felder zueinander in Beziehung setzt«, denn die »grundlegenden Eigenschaften der Moderne – Komplexität und Kontingenz – charakterisieren auch den Ersten Weltkrieg als einen modernen Krieg« (Koch/Kaufmann/Werber 2014, S. 1).

Diese kontingente, komplexe und fragmentarische Verflechtung von Kultur, Geschichte, Politik, Stimmung während des Ersten Weltkrieges kennzeichnet die europäische Kulturgeschichte des gesamten Jahrhunderts. Die Belagerung Sarajevos während des Bosnienkrieges 1992–1995, die den Worten Susan Sontags zufolge das Ende des 20. und den Beginn des 21. Jahrhunderts markiert, zählt wiederum zu den langwierigsten Städteeroberungen der Geschichte (vgl. Steindorff 2012).

Ausgehend von den obigen Überlegungen kann angenommen werden, das 20. Jahrhundert sei das neue Jahrhundert der Verunsicherung. Zwar gab es in jedem Jahrhundert Kriege, aber die Vehemenz, mit der diese im 20. Jahrhundert auftraten, führte zu einer grundlegenden Verunsicherung, die sich in der politischen Ordnung der Nachkriegszeit zum Beispiel nicht nur im »Kalten Krieg« und in der atomaren Aufrüstung manifestierte, sondern gegen Ende des 20. Jahrhunderts zu den ethnischen Separationskriegen in Südosteuropa und der UdSSR führte (vgl. Calic 2010). Parallel dazu sind in der Literatur und in der Kunst seit den historischen Avantgarden und bis heute offensichtliche Manierismen zu beobachten, die sich entsprechend in den Werken niederschlagen (vgl. z. B. Hofmann 1987).

Das Substantiv »Verunsicherung«, das hier den Kernbegriff bildet, wird vom Terminus »Sicherheit« (lat. *securitas*; engl. *security*; frz. *sécurité*; ital. *sicurezza*; kroat. *sigurnost*) abgeleitet. Der Begriff der Sicherheit ist dabei, dem *Historischen Lexikon der politisch-sozialen Sprache* zufolge, »ein mit dem Fürstenstaat der europäischen Neuzeit entstandenes Abstraktum, das seit dem 17. Jahrhundert in immer neuen Bedeutungsfeldern konkretisiert und, meist affirmativ gebraucht, zu einem »normativen Begriff« wurde«. Er ist Werner Conze zufolge zudem »ein vielseitig verwendete[r] Wertbegriff der politisch-sozialen Sprache«, der sowohl im »psychologisch-subjektiven Sinn des sich Geborgenfühlers« benutzt wird, »als auch einen objektiv bestimmbaren, rechtlich definierten Zustand des Geschütztseins« ausdrückt (Conze 1984, S. 831). Die Formel eines Geschütztseins durch das Reich/den Staat kann seit der Antike beobachtet werden: »Seit der augusteischen Zeit wurde die römische Reichsidee [...] durch »pax«, »securitas« und »libertas« qualifiziert« (ebd., S. 833). Nach der Verschmelzung von Imperium Romanum und Imperium Christianum »wurde der Begriff des Frieden und Sicherheit schützenden Universalreichs bis weit ins Mittelalter tradiert« (ebd., S. 834). Eine »reichsrechtliche Kontinuität von Frieden und Sicherheit« ist überdies vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zu beobachten, wie beispielsweise im 16. Jahrhundert in Italien:

»Sichersein« oder »Sicherheit« standen schon bei Machiavelli im Zentrum seines politischen Denkens. Im »Principe« ging es ihm nicht nur um die Erringung, sondern auch um die Behauptung oder »Sicherung« politischer Macht und Herrschaft. Dabei flossen die

persönliche Sicherheit der Fürsten mit der Sicherung des öffentlichen Wohls ineinander. Wiederholt, so besonders bei der Erörterung des Heerwesens, sprach Machiavelli von ›Herrschaftssicherung‹. Im Gegensatz zu ›Sicherheit‹ [...] stand für ihn die bloße Abhängigkeit von der Fortuna. (ebd., S. 838)

Die herrschende Macht galt es in den folgenden Jahrhunderten immer mehr zu »versichern« – durch Friedensverträge, Abkommen und Kriege. Doch selbst der Frieden wurde »versichert«: Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) wurde das Verbum »versichern« beziehungsweise die Substantivierung »Versicherung« zum politischen und sozialen Grundbegriff (ebd., S. 841). Der Begriff der »Ver-un-sicherung« – die Verneinung von Assekuration – ist dagegen weder ein politischer Terminus noch ein sozialer. Vielmehr beschreibt er einen Zustand, eine durchaus ambivalente Größe, einen Kreislauf subjektiver Sinnesindrücke. Dieser Prozess, der von der Sicherheit (als dem Versprechen der Glückseligkeit) zur Unsicherheit (als dem Ausbleiben der Glückseligkeit) führt, wird von Brüchen, von Zäsuren und Einschnitten ausgelöst, die eine vermeintliche Kontinuität der Geschichte und der menschlichen Entwicklung infragestellen. Der Schrecken und die Entwurzelung als unmittelbare Reaktionen auf die Kriegsgefahren weichen einer Krise (fast) im Dauerzustand.

So beobachtete die Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Bruch in der Weltordnung. Der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig (1881–1942) schilderte in seinem Buch *Die Welt von Gestern* (1942) den Zusammenbruch des »Goldenen Zeitalters« des 19. Jahrhunderts:

Wenn ich versuche, für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, in der ich aufgewachsen bin, eine handliche Formel zu finden, so hoffe ich am prägnantesten zu sein, wenn ich sage: es war das Goldene Zeitalter der Sicherheit. [...] Alles Radikale, alles Gewalttätige schien bereits unmöglich in einem Zeitalter der Vernunft. (Zweig 2013, S. 15–16)

Doch es wüteten selbst im Vorfeld des Ersten Weltkrieges in Europa Kriege, insbesondere die Balkankriege 1912 und 1913, in deren Folge das Osmanische Reich aus Europa bis in die heutigen Grenzen der Türkei verdrängt wurde, und die aus heutiger Sicht den »Auftakt zum großen Morden« des Ersten Weltkrieges darstellen (vgl. Speckmann 2013). Gleichwohl sah Zweig den ersten Bruch der Ordnung des 19. Jahrhunderts im Ersten Weltkrieg selbst (Himmelmayer 2014). Den zweiten und endgültigen Bruch in der Vita Zweigs wie der vieler seiner Zeitgenossen, stellten der Faschismus und der Zweite Weltkrieg dar. So sah Zweig, seinen eigenen Worten zufolge, »die großen Massenideologien unter seinen Augen wachsen und sich ausbreiten, den Faschismus in Italien, den Nationalsozialismus in Deutschland, den Bolschewismus in Russland und vor allem jene Erzpest, den Nationalismus«, der, so Zweig, »die Blüte der europäischen Kultur vergiftet« habe (Zweig 2013, S. 12). Den Beginn dieses Prozesses, den Schnitt, den die Ermordung Franz Ferdinands und seiner Gattin in Sarajevo für

die Weltgeschichte bedeutete, beschrieb Zweig als eine subjektiv gefärbte, gleichsam kollektive Ahnung, als ein Innehalten während eines sonnigen Sommertages am 28. Juni 1914 in einem Kurpark in Baden bei Wien:

Aber doch war der Wind zwischen den Bäumen, das Gezwitzchen der Vögel und die vom Kurpark herschwebende Musik gleichzeitig in meinem Bewußtsein. Ich hörte deutlich die Melodien mit, ohne dadurch gestört zu sein, denn unser Ohr ist ja so anpassungsfähig, daß ein andauerndes Geräusch, eine donnernde Straße, ein rauschender Bach nach wenigen Minuten sich völlig dem Bewußtsein eingepaßt und im Gegenteil nur ein unerwartetes Stocken im Rhythmus uns aufhorchen läßt.

So hielt ich unwillkürlich im Lesen inne, als plötzlich mitten im Takt die Musik abbrach. [...] Auch die Menge, die als eine einzige flutende helle Masse zwischen den Bäumen promenierte, schien sich zu verändern, auch sie stockte plötzlich in ihrem Auf und Ab. Es mußte sich etwas ereignet haben. (ebd., S. 225)

Die Geschichte werde im gesamten Text, so Rüdiger Görner anlässlich der Stefan-Zweig-Ausstellung *Abschied von Europa* (2014/2015), als »eine historisch bedingte Stimmung oder ein ›Geschichtsgefühl«, ja »als ein Erleben« beschrieben, das vor allem die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Erinnerung rufe (vgl. Görner 2014, S. 91). Was auf die im Text als Intervall und Stimmung geschilderte Ermordung des ungeliebten Kronprinzen und seiner Gemahlin folgte, die Massenmobilisierung, die Kriegsbegeisterung, die Umzüge, beschrieb Zweig in seiner Erinnerungsschrift *Die Welt von Gestern* einige Seiten später als eine Massenpsychose, ja der

Krieg von 1914 [...] diente noch einem Wahn, dem Traum einer besseren, einer gerechten und friedlichen Welt. Und nur der Wahn, nicht das Wissen macht glücklich. Darum gingen, darum jubelten damals die Opfer trunken der Schlachtbank entgegen, mit Blumen bekränzt und mit Eichenlaub auf den Helmen, und die Straßen dröhnten und leuchteten wie bei einem Fest. (Zweig 2013, S. 237)

Die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges entpuppte sich als wesentlich weniger enthusiastisch, denn hier habe man gehorcht, man habe nicht jubelt. Man sei »an die Front« gegangen, »aber man träumte nicht mehr, ein Held zu sein«. Die Völker und die Einzelnen hätten gefühlt, »dass sie nur Opfer« gewesen seien »entweder irdischer, politischer Torheit oder einer unfassbaren und böswilligen Schicksalsgewalt« (ebd., S. 235). So war Europa für Zweig verloren, »seit sie sich zum zweitenmal selbstmörderisch« zerfleichte (ebd., S. 10).

Diesen Befund kann man als resignativ beschreiben, als eine zutiefst liegende Verunsicherung und Entwurzelung, für welche das Leben und das Sterben Stefan Zweigs Beispiele liefern. Walter Maria Stojan schrieb bereits 1996, also ein Jahr nach dem Ende des Jugoslawischen Nachfolgekrieges, im Katalog einer Stefan-Zweig-Ausstellung des Österreichischen Kulturinstituts in Zagreb und der Stadtbibliothek »Juraj Šižborić« in Šibenik, Stefan Zweigs prophetische Worte

aus dem Jahre 1943 hätten im Jahre 1996 »gerade in den [kroatischen, Anm. d. Verf.] Städten Šibenik, Zadar, Dubrovnik und Vukovar, ganz zu schweigen von der Tragödie Bosniens und der Herzegowina« eine besondere Bedeutung, ja »der unselige Krieg im ehemaligen Jugoslawien« bringe »uns die Bedeutung dieses Österreichers klarer vor Augen« (Stojan 1996, S. 8). Goran Lovrić unterstrich im selben Katalog, Zweigs literarisches Werk werde »auch zukünftigen Lesergenerationen als Warnung und Denkanstoß dienen, was, wie man in den letzten Jahren habe sehen können, mehr als nötig« sei (Lovrić 1996, S. 13). Auch hier wurde also Zweigs Werk als ein Erklärungsversuch jeglicher Kriegserfahrung benutzt, allerdings ohne dass dabei die Konsequenzen für die Lesart des gesamten 20. Jahrhunderts als eines Jahrhunderts der Verunsicherung gezogen wurden. Zweigs Erfahrung der Welt des für ihn noch neuen Säkulums war durchaus ambivalent, waren doch gerade zu Beginn des 20. Jahrhunderts einige »Sternstunden der Menschheit« zu verorten:

Aber paradoxerweise habe ich auch in ebenderselben Zeit, da unsere Welt im Morali-schen zurückstürzte, dieselbe Menschheit im Technischen und Geistigen sich zu unge-ahnten Taten erheben sehen, mit einem Flügelschlag alles in Millionen Jahren Geleistete überholen: die Eroberung des Äthers durch das Flugzeug, die Übermittlung des irdischen Wortes in derselben Sekunde über den Erdball und damit die Besiegung des Weltraumes, die Zerspaltung des Atoms, die Besiegung der heimtückischsten Krankheiten, die fast tägliche Ermöglichung des gestern noch Unmöglichen. Nie bis zu unserer Stunde hat sich die Menschheit als Gesamtheit teuflischer gebärdet und nie so Götterähnliches geleistet. (Zweig 2013, S. 12–13)

Bei Lektüre dieser Passage drängt sich der Vergleich mit dem 16. Jahrhundert auf, mit der kopernikanischen Wende und mit der Entdeckung neuer Welten und Routen, die – angekoppelt an die Erfahrung der Zerstörungen und Katastrophen – zum Teil zu einem Verschwinden der Sicherheit im künstlerischen Ausdruck führten. Im Eintrag zum Lemma »Sicherheit« des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* steht zum Zustand der Verunsicherung zu Beginn des 20. Jahrhunderts Folgendes:

[...] die sich beschleunigende Modernisierung der europäischen Gesellschaften und die Entstehung artifizieller Lebenswelten durch forcierte technisch-industrielle Entwicklung und vehemente Urbanisierung seit dem letzten Drittel des 19. Jh., bedingen im 20. Jh. eine neue Fassung des Problems Sicherheit. Man habe sich jetzt daran gewöhnt, schreibt Zweig, »ohne Boden unter den Füßen zu leben, ... ohne Sicherheit... (Makropoulos 1995, S. 748)

Bei diesem Satz fällt auf, dass das Problem der Unsicherheit, anders als bei dem zitierten Werk Stefan Zweigs, vom Problem der Kriegserfahrung entkoppelt wird. Doch gerade der Erste Weltkrieg markiert, so lassen sich Zweigs Ausführungen und ähnlich Christopher Clarks Erkenntnisse in seinem Buch *The*

Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914 (2013)/*Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog* (2014) lesen (vgl. Hülk 2016), einen Umbruch oder, anders ausgedrückt, eine neue politische »Sattelzeit«. Den Begriff der »Sattelzeit« führte der Historiker Reinhart Koselleck in den wissenschaftlichen Diskurs ein, mit dem er die Zeit um 1800 als eine beschleunigte Zeit zwischen der Frühen Neuzeit und der Moderne bezeichnete:

Es war die Beschleunigung des politischen Prozesses, die nach der fast einhelligen Wahrnehmung der Zeitgenossen unsere Neuzeit eröffnete, längst bevor die technisch-industrielle Revolution die Beschleunigung in den normalen Alltag hinein vorantrieb. Das heißt, selbst die überkommenen politischen Lehren und historischen Erfahrungsbestände rücken seitdem in einen neuen Aggregatzustand ein, unterliegen einem Strukturwandel. Einen solchen Strukturwandel unmittelbar wahrnehmen zu können, zeichnet vermutlich die Neuzeit aus. Der Strukturwandel wird gleichsam selbst zum Ereignis. (Koselleck 2013, S. 238)

Die Geschichte habe jedoch nicht nur mit dem Geschehen zu tun, sondern ebenso mit den ungleichzeitig verlaufenden, teilweise sich widersprechenden Ordnungen, die Geschichte enthalte zahlreiche voneinander unterscheidbare Schichten, die sich jeweils schneller oder langsamer verändern. Denn wir seien »ja gerade televisionäre Augenzeugen eines raschen und plötzlichen Wandels in ganz Osteuropa geworden. Aber die sozioökonomischen Strukturen, deren Insuffizienz diesen rasanten politischen Wandel« bedingten und mit hervorgerufen hatten, hätten sich »deshalb noch lange nicht geändert. Jedenfalls nicht mit der Schnelligkeit, die politisch geboten« (ebd.) sei. Mit anderen Worten kann also nicht von Geschichte, sondern es muss von Geschicht-*en* gesprochen werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Die Französische und die technisch-industrielle Revolution, die Entdeckung fremder Kulturen und die Auflösung der Standesgesellschaft führten um 1800 Koselleck zufolge zum Fortschritt und zur Beschleunigung, die sich schon während des 19. Jahrhunderts in der Literatur beispielsweise als das Ephemere, Flüchtige manifestierte.

Doch der Erste Weltkrieg markierte einen noch viel radikaleren Bruch, und er kann auch deshalb als Sattelzeit definiert werden, weil hier die meisten Elemente einer Übergangszeit stattfinden, wie sie von Reinhart Koselleck beschrieben wurden: Zusammen mit einer veränderten historischen Zeiterfahrung, die mit dem Ersten Weltkrieg eingeläutet wird, kam es im Laufe des Ersten Weltkrieges zu einer der größten Umwälzungen der Geschichte und zu einem Wandel, der sich auch als demografischer, sozialer und politischer Wandel manifestierte, den beispielsweise der vorläufige Sieg des Kommunismus in Osteuropa ankündigte. Einen Wandel bedeutete jedoch ebenso die Verkehrsrevolution, deren Beginn mit dem ersten Flugzeugflug der Gebrüder Wright (17. Dezember 1903) ange-

setzt werden kann, oder die »bewegten Bilder« (ab 1895), die sich im 20. Jahrhundert zum Leitmedium entwickeln sollten. Der Wandel begann somit als extreme Beschleunigung, die zwischen Stabilität und Instabilität changierte, als eine durchaus ambivalente Erfahrung bereits einige Jahre vor 1914, um mit dem Ersten Weltkrieg die genaue Fokussierung und Zuspitzung zu erreichen. Die Verunsicherung, verstanden als eine Kategorie zur Diagnostik der Verfasstheit des 20. Jahrhunderts, bildete das Resultat dieser Kriegserfahrung. Sie manifestierte sich gesellschaftlich als krisen- und kriegsinduzierte Gewalt. Im Text, Bild, Film der Epoche begegnet sie uns als kompositorische Verletzung und Verstörung konventionalisierter Ausdrucksweisen, darunter Linearität und/oder Zentralperspektive, sowie als Untergrabung der in der Neuzeit aufgekommenen Prinzipien der Autorschaft (z. B. Abb. 3).



Abb. 3: Carlo Carrà: *Interventionistisches Ereignis / Manifestazione intervenista*, 1914, Collage auf Karton, 38,5 x 30 cm, Collection Gianni Mattioli

Literatur

- Arasse, Daniel/Tönnemann, Andreas (1997): *Der europäische Manierismus. 1520–1610.* München.
- Bredenkamp, Horst (2000): *Der Manierismus. Zur Problematik einer kunsthistorischen Erfindung.* In: Braungart, Wolfgang (Hrsg.): *Manier und Manierismus.* Tübingen, S. 109–129.
- Calic, Marie-Janine (2010): *Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert.* München.
- Chastel, André (1968): *Die Krise der Renaissance. 1520–1600.* Genf.
- Clark, Christopher (2015): *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog.* München.
- Conze, Werner (1984): *Sicherheit, Schutz.* In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland.* Stuttgart, S. 831–863.
- Curtius, Ernst Robert (1973): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter.* 8. Aufl. Bern u. a.
- Friedländer, Walter (1925): *Die Entstehung des anticlassischen Stiles in der Malerei um 1530.* *Repertorium für Kunstwissenschaft* 46, S. 49–86.
- Görner, Rüdiger (2014): *Wie man wird, was man erinnert. Überlegungen zu Stefan Zweigs ›Die Welt von Gestern‹.* In: Renoldner, Klemens (Hrsg.), *Stefan Zweig – Abschied von Europa.* Wien, S. 91–103.
- Gropp, Rose-Marie (2016): *In der Hitze der Macht.* *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. 02. 2016. <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/ausstellung-maniera-im-frankfurter-staedel-ist-grossartig-14086668.html> (zuletzt abgerufen am 02. 08. 2017).
- Hauser, Arnold (1964): *Der Manierismus. Die Krise der Renaissance und der Ursprung der modernen Kunst.* München.
- Himmelmayer, Iris (2014): *Das Trauma des Ersten Weltkrieges. Einige Beobachtungen zu Stefan Zweigs Prosa.* In: Renoldner, Klemens (Hrsg.), *Stefan Zweig – Abschied von Europa.* Wien, S 67–77.
- Hocke, Gustav René (1957): *Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst. Von 1520 bis 1650 und in der Gegenwart.* Hamburg.
- Hocke, Gustav René (1987): *Die Welt als Labyrinth. Manierismus in der europäischen Kunst und Literatur.* Reinbek bei Hamburg.
- Hofmann, Werner (Hrsg.) (1987): *Zauber der Medusa. Europäische Manierismen.* Wien.
- Hülk, Walburga (2016): *Kriegsstimmung vor 100 Jahren. Variationen von Schlafwandel und Schlaflosigkeit bei Proust, Zweig, Broch und Clark.* In: Felten, Uta/Mlynek-Theil, Kristin/Küchler, Kerstin (Hrsg.), *Proust und der Krieg. Die wiedergefundene Zeit von 1914.* Frankfurt a.M., 133–152.
- Koch, Lars/Kaufmann, Stefan/Werber, Niels (2014): *Der Erste Weltkrieg: Zäsuren und Kontinuitäten.* In: Werber, Niels/Kaufmann, Stefan/Koch, Lars (Hrsg): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch.* Stuttgart – Weimar, S. 1–4.
- Koselleck, Reinhart (2013): *Wie neu ist die Neuzeit?.* In: Koselleck, Reinhart (Hrsg.), *Zeitgeschichten. Studien zur Historik.* 3. Aufl. Frankfurt am Main, S. 225–239.
- Lovrić, Goran (1996): *Stefan Zweig (1881 Wien – 1941 Petropolis, Brasilien).* In: Lovrić, Goran/Stojan, Walter Maria (Hrsg): *Stefan Zweig. 1881–1942.* Zagreb, S. 9–13.

- Makropoulos, Michael (1995): Sicherheit. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 9. Darmstadt, S. 745–750.
- Oliva, Achille Bonito (2000): *Die Ideologie der Verräter. Manieristische Kunst – Kunst des Manierismus*. Köln.
- Reinhardt, Volker (2007): *Francesco Vettori. Das Spiel der Macht*. Göttingen.
- Schümer, Dirk (2014): Die Aktualität des Manierismus. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19.03.2014, S. 9.
- Sontag, Susan (1995): *The Twentyfirst Century Will Begin in Sarajevo*. Interview von Alfonso Armada. In: Poague, Leland (Hrsg.), *Conversations with Susan Sontag*. Jackson/MS, S. 267–270.
- Speckmann, Thomas (2013): Balkankriege. Auftakt zum Großen Morden. *Die Zeit*, 31.10.2013. <http://www.zeit.de/2013/45/balkankriege-erster-weltkrieg> (zuletzt abgerufen am 02.08.2017).
- Steindorff, Ludwig (2012): *Der Krieg in Bosnien-Herzegowina. Mehr als Konkurrenz der Erinnerung*. In: Erstić, Marijana/Kabić, Slavija/Künkel, Britta (Hrsg.), *Opfer – Beute – Boten der Humanisierung? Zur künstlerischen Rezeption der Überlebensstrategien von Frauen im Bosnienkrieg und im Zweiten Weltkrieg*. Bielefeld, S. 179–211.
- Stojan, Walter M. (1996): *Einführungswort*. In: Lovrić, Goran/Stojan, Walter M. (Hrsg.): *Stefan Zweig. 1881–1942*. Zagreb.
- Zweig, Stefan (2013): *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. 3. Aufl. Frankfurt am Main.

Ausstellungen

- Maniera. Ein Stil im Florenz der Medici. Städel, Frankfurt am Main (24.02.2016–05.06.2016).
- Pontormo e Rosso Fiorentino. Divergenti vie della ›maniera‹/Pontormo and Rosso Fiorentino. Diverging Paths of Manierism. Palazzo Strozzi, Florenz (08.03.2014–20.07.2014).

Filme

- UNDERGROUND (D/FR/H/YU 1995), Regie Emir Kusturica.

Freiheit und Sicherheit in der europäischen Geschichte – Anmerkungen zur Komplementarität eines Gegensatzes

I

Freiheit, sagen die einen, sei nur möglich, indem Sicherheit hergestellt wird, mit der sie die Freiheit zunächst auch einmal einschränken. Freiheit, sagen die anderen, brauche gar keine Sicherheit, weil diese die Freiheit einschränke. Grundsätzlich aber ist uns doch bewusst, dass ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen beiden Größen besteht. So scheint auf den ersten Blick ein Kontinuum zu bestehen, in dem mehr Sicherheit weniger Freiheit und mehr Freiheit weniger Sicherheit bedeuten. Natürlich gibt es solche Abhängigkeiten, wie jeder Versuch, die Sicherheit zu erhöhen, leicht zeigen kann, und wie jeder Versuch, persönliche Freiheit durchzusetzen, ebenfalls sichtbar werden lässt.

Wenn flächendeckende Überwachung von Bewegung im Raum durch Kameras oder durch das vernetzte Auto sowie von Äußerungen im Netz drohen, dann bedeutet das Einschränkungen von Freiheitsrechten durch einen Staat, der damit dem Bürger die Freiheit erhalten will, unbewaffnet sich überall frei bewegen zu können (der im Folgenden häufig nur in seiner maskulinen Gestalt erscheinende Begriff des »Bürgers« wie auch andere solchermaßen gebrauchte Begriffe umfasst grundsätzlich sowohl Bürger als auch Bürgerinnen, anders als für die Vormoderne, in der die Bürgerin die Ausnahme darstellt). Ein Staat, der seinen Bürgern die Freiheit des Waffentragens gewährte, der es ihnen womöglich erlaubte, Konflikte ohne staatlichen Rahmen beizulegen beziehungsweise auszutragen, konkret etwa, der dem Arbeitgeber einzelnen mit dem von Konkurrenz bedrohten ungelerten Arbeitnehmer die Bedingungen der Arbeit und der Bezahlung auszuhandeln gestattete, würde Sicherheit gefährden; er würde zugleich aber auch die Freiheit der jeweils Unterlegenen einschränken. Das Problem ist alles andere als neu. Es ist ein Grundproblem der europäischen Geschichte und

* PD Dr. Jürgen Strothmann (Akademischer Rat), Universität Siegen, Fakultät I (Philosophische Fakultät), Alte Geschichte.

vor allem aller politischen Ordnungen, die einen rechtlichen Rahmen setzen und setzten.

Unsere mitteleuropäische Vorstellung von Freiheit verlangt die Freiheit für alle, nicht für wenige. Für die Freiheit der Eliten bräuchte es vielleicht gar keine gesellschaftlich begründete Sicherheit, weder des Rechts noch des Wohlstandes, vielleicht auch nicht des Friedens, wohl aber eine Sicherheit gegen Übergriffe von außen und gegeneinander. Und damit wird klar, dass Sicherheit die Voraussetzung für die Freiheit nicht nur der Schwächeren, sondern letztlich auch der Eliten ist.

Der behauptete Antagonismus zwischen Freiheit und Sicherheit beruht auf unserer westlich-europäischen Vorstellung von Freiheit, nämlich als einer relativen Freiheit aller in allen Hinsichten. Der Gedanke selbst ist so alt wie die europäische Geschichte seit der Antike. Die Frage ist jeweils nur, wer alle sind. Die Vormoderne, die ja von der Moderne kaum klar abgrenzbar sein dürfte, etwa wenn es um den Blick auf die Frau als handelndes Subjekt im gesellschaftlichen Kontext geht, kennt die politische Realisierung gesellschaftlicher Ungleichheit. Das oberste Prinzip des Rechtes ist in der Vormoderne eben nicht *Aequalitas* (Gleichheit), sondern *Aequitas* (Angemessenheit) (vgl. dazu Bretone 1992, S. 222–225; Uhalde 2012).

Die politischen Systeme kennen zwar zu allen Zeiten Gleichheiten, diese aber in aller Regel nur innerhalb sozial einigermaßen homogener Gruppen und dies auch noch auf der Basis der Familie, eben nicht des Individuums, also einer mindestens funktionalen Ungleichheit. Unter diesen Voraussetzungen lässt sich das Ringen um Freiheit und Sicherheit lange vor der Moderne als politische Aufgabe erkennen. Es lässt sich sogar mutmaßen, dass die Entstehung des Politischen selbst aus diesem Konflikt herzuleiten ist. Das Politische erwächst anders als in der modernen Theorie des Staates aus dem Sozialen und seinen Realitäten (Strothmann 2009 zur karolingischen Staatlichkeit). So müsste man annehmen, dass jede aus dem Sozialen erwachsene politische Ordnung nur bestehende soziale Realitäten festschreibt. Dies ist aber nicht so, was daran liegt, dass in dem Moment der Entstehung des Politischen die Beziehungen in einem ehemals nur sozialen System einen neuen Komplexitätsgrad erlangen. Plötzlich (in der Realität ist das natürlich kein Moment, sondern ein langer Prozess) entsteht eine dritte Person, eine Größe, die man als Staat benennen kann, als die Gesamtheit nämlich, die gegenüber dem Einzelnen handeln kann und der gegenüber der Einzelne sich verantworten muss. Das führt zugleich dazu, dass bestehende soziale Realitäten entindividualisiert werden, denn nun gibt es nicht mehr nur viele von einander unabhängige Herrschaftsverhältnisse, sondern parallele soziale Realitäten, die die Möglichkeit von Solidarität erschaffen. Der von einem Patron Abhängige findet in diesem politischen System zahlreiche andere von Patronen Abhängige, mit denen zusammen er eine eigene Gruppe im

politischen Gefüge bilden kann. Die Frage ist nur, wie stark das Politische gegenüber dem Sozialen ist. Ist es schwach, ist auch die Gleichförmigkeit der sozialen Beziehungen weniger relevant. Ist es stark, dann können die sozialen Abhängigkeits- und Nachordnungsverhältnisse geschwächt werden. In aller Regel geschieht das dann auch.

II

In der römischen Geschichte lässt sich dieser Prozess sehr gut beobachten. Am Anfang stand eine frühe politische Gemeinschaft, die maßgeblich nur aus der mindesten Kollaborationsnotwendigkeit der Familienverbände bestand. Das heißt, dass das Politische als rudimentär anzusehen ist und eigentlich nur die Familienoberhäupter unmittelbar erfasste (Linke 1995). Dieses System garantierte die militärische Sicherheit aller, aber nur die Freiheit der Eliten. Ein erstes Mal können wir um 450 v. Chr. diese Gesellschaft in einer rechtlichen Setzung erfassen, im Zwölftafelgesetz nämlich. Dort bestand immer noch ein Primat der Familien, also eine aktive Teilhabe der Familienoberhäupter am Staat, dennoch wurde in diesem Gesetz jede einzelne Familie grundsätzlich als unmittelbarer Gegenstand staatlicher Regelung erkannt. Die Familienväter erschienen so als Subjekte des Rechts, ihre Frauen, Kinder und Sklaven eher als Objekte des Rechts, die immer noch einer weitreichenden Herrschaftsbefugnis des Vaters unterlagen. Aber bereits durch die Veröffentlichung allein der Prozessregeln in diesem Gesetz werden nun eben alle Familienväter, auch die der minderprivilegierten Gruppen zu Subjekten des Rechts. Darin spiegelte sich eine Vorstellung von Bürgerrecht, die politische Teilhabe als solche zwar verabsolutiert, zugleich aber nach Vermögen relativiert. Es galt in den Abstimmungen eine Ordnung, die den Wohlhabendsten die mit Abstand meisten Stimmen gab, zugleich aber in der Rechtssicherheit keine Unterscheidung zwischen den Familien vornahm. Das römische Bürgerrecht war so angelegt, dass es seinen Inhaber und dessen Familie etwa vor Übergriffen von Amtsträgern schützte und zugleich ihnen die Freiheit des politischen Handelns zugestand (Jacques/Scheidt 1998, S. 231–233).

Die römische Gesellschaft kannte sehr früh eine Vorstellung von Rechtsstaatlichkeit, die Rechtssicherheit und damit die Notwendigkeit eines staatlichen Rahmens zur Gewährung des Rechts beinhaltete. Während der moderne mitteleuropäische Staat in besonderer Weise sich darüber hinaus als soziale und wirtschaftliche Solidargemeinschaft betrachtet und damit die Voraussetzung für die Teilhabe aller als Gleiche herzustellen versucht, stand in Rom an erster Stelle das Politische und die Herrschaft des Rechtes, um die Teilhabe zu gewährleisten. Dabei muss unterschieden werden zwischen absoluten und relativen Größen.